

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Donnerstag, den 22. Januar.

1925.

### Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(88. Fortsetzung.)

Hochauf atmete Gabriele — es brannte ihr auf der Zunge, es brannte ihr im Herzen. Was alles noch hatte sie sagen, vorbringen wollen, hatte sich's sorgsam zurecht gelegt, wollte jeden Einwand entkräften, es war nicht dazu gekommen. Ihr Leben ausfüllen mit Tanzstunden, mit Musikstudien! Eugen! Ihr Schwager! Sie sah in ihres Geistes Auge den sonnendurchglühten Garten in Wittenberge mit all seinen Blütenbäumen, sie sah Eugen an der Staffelei stehen und malen, mit dieser seltsamen Untast der Bewegungen, mit diesem unsteten schweifenden Blick — sie hörte seine Stimme: „Nein, Oskar wird dir nicht helfen, er wird es keinesfalls!“

Er war sein Bruder, er mußte es wissen. Sie war seit jener Zeit nicht mehr in Wittenberge gewesen, so sehr es sie auch dorthin zog, soviel sie auch dorthin dachte. Oskar war nicht abkömmlich gewesen, und allein hat er sie nicht nach Wittenberge schicken wollen. „Das ist dort nichts für dich, du gehörst da nicht hin!“ Damit hatte er sie abgefunden.

Aber Mutter Klärchen war in Berlin gewesen — ein von Gabriele freudig willkommen geheiener lieber Gast. Indessen, merkwürdig, es hatte keiner von ihnen die rechte Freude an diesem Besuch gehabt. Frau Klärchen hatte ja alles sehr angestaunt, auch höchlich gelobt, war willig in Museen und Galerien, in Theater und Konzerte mitgegangen, hatte mit ihren Kindern Routs und Tours besucht, auch in deren Hause Gäste empfangen. Anfangs hatte ihr das alles Spaß gemacht — sie war ja eine intelligente Frau, besaß einen empfänglichen Geist. Aber es dauerte nicht lange, und sie hatte diese „Pläster- und Treibjagd“, wie sie das nannte, satt. Oskar hatte damals spöttisch gegen Gabriele geäußert: „Meine gute Mutter wird es nicht lange bei uns aushalten, die sehnt sich nach ihren Puten und jungen Enten, nach ihrem Kapstuchen und ihren Badpflaumen zurück.“

O nein! Die Enten und Kapstuchen waren es nicht, die Frau Klärchen nach Hause streben ließen. Die ungebundene Freiheit des Landlebens war es, die köstlich reine, frische Seelust, der Tätigkeitstrieb, der in der eleganten, luxuriösen Berliner Häuslichkeit absolut keine Nahrung fand, endlich auch — sie mußte es sich eingestehen — endlich auch darbt ihre Seele, die so warm, so liebespendend, so mitteilungsbedürftig war. Gewiß, sie liebte ihr reizendes Schwiegertöchterchen, war sogar entzückt von demselben. Aber da war irgend etwas Neues, Fremdes seitdem sie Gabriele in ihrem Hause gehabt hatte, zwischen die beiden Frauen gekommen — eine Schranke hatte sich aufgerichtet, die ließ sich nicht wegbringen. In ihrer offeneren, alles Bemänteln vermeidenden Art hatte sie eines Tages Gabriele in den Arm genommen: „Sag' mir, geliebtes Kind, bist du denn glücklich? Genüßt dir ein solches Leben, wie du es hier führst? Du hast eine prachtvolle Häuslichkeit, elegante Kleider, viel Geld, viel Vergnügen — aber ist dein weiches, warmes Herz auch zu seinem Recht gekommen?“ Und Gabriele hatte das Köpfchen wegwendet: „Liebste Mütterchen, das bleibt nicht so, glaub' es mir! Das kommt alles ganz, ganz anders;

dies ist nur der Anfang. Oskar weiß es ganz genau, daß, wenn wir keine Kinder haben, mein Leben eine andere Basis haben muß — muß, sage ich dir!“

Das hatte die junge Frau damals selbst felsenfest geglaubt.

Dann hatte Frau Klärchen sich Oskar vorgenommen, was schwierig zu bewerkstelligen war, man konnte seiner so selten habhaft werden. Endlich war es gelungen, und die resolute Mutter ging sofort auf ihr Ziel los: „Junge, du mußt besser für Gabrielen sorgen. Sie, mit ihrem reichen Innenleben, ihrer Gemütswärme, ihrem Tätigkeitsdrang, verkommt ja bei einer solchen Vergnügungsjagd, bei einem so oberflächlichen Leben. Gönn' ihr doch die Freude, ihrer Individualität Rechnung zu tragen, wenigstens einige von ihren Ideen und Plänen in die Tat umzusetzen! Sie ist solch weiche Natur — hundertmal zu schade für das Weltmännchen, das du sie führen läßt.“

Nun, Mutter Klärchen war mit ihren Reformgedanken schlecht angekommen. In wenigen kurzen, aber haarsträubend hingestellten Sätzen hatte sich Oskar jede, auch die mütterliche Einmischung in seine Ehe ein für allemal verboten. Gabriele sei überhaupt noch keine Individualität — absichtlich habe er ein so junges, unreifes Wesen gewählt, um es ganz nach seinen Ideen zu formen und zu modeln. Er sei ein liberaler Ehemann, lege seiner Frau nichts in den Weg, beschränke weder ihre Leertüre noch ihren Umgang — von einem Darben oder Vermiffen von seiner Seite könne keine Rede sein, er wisse am besten, was ihr gut täte. Diese Zurechtweisung hatte nun wieder Frau Klärchen übelgenommen, sie hielt sich als Mutter für vollauf berechtigt, dem Sohne ihre Meinung zu sagen. Oskar bestritt das durchaus; die Zeiten seien vorüber, da die Eltern den Kindern eine Autorität bedeuteten, zumal, wenn selbige Kinder in reifen Jahren in Amt und Würden ständen und sich ihr eigenes Leben zurechtgezimmert hätten.

Kurz nach diesen beiden Aussprachen reiste Frau Klärchen ab, unruhig und sorgenvollen Gemütes. Ihrer geliebten Frau Olga deutete sie die Gründe ihrer raschen Heimkehr nur an, allein diese war hellhörig und fein empfindend genug, diese Gründe richtig zu deuten. Mit Gabrielen „Mama“, die bald nach Mutter Klärchen in Berlin eintraf, gestaltete sich das Zusammenleben sehr viel besser. Alles wickelte sich glatt ab; Frau von Westhoff war mit dem soignierten, liebenswürdigen Schwiegersohn sehr zufrieden, fand die Häuslichkeit tadellos, den Umgang angenehm, ihre Tochter schön und blühend, die ganze Lebensführung des jungen Ehepaares vollkommen angemessen. In ihren Augen blieb für Gabriele schlechterdings nichts zu wünschen übrig — vielleicht mit der Zeit ein Kind — nun, das würde schon kommen, sie war ja noch so jung! Da die junge Frau auch ihr gegenüber weder Wünsche noch Klagen äußerte, so reiste Frau von Westhoff, nachdem sie ein paar sehr abwechslungsreiche Wochen in Berlin verbracht hatte, höchst zufriedengestellt wieder ab.

Eugen war in der ganzen Zeit seit Oskars Verheiratung kein einziges Mal nach Berlin gekommen. Er

war viel in München im „Hause der Mitmenschen“ gewesen, hatte fleißig gemalt, war auf dem besten Wege, ein Modemaler zu werden, wie er seiner Mutter schrieb. Er wollte das nicht, es sei ihm sogar sehr unsympathisch, aber was könne man tun? Die Hauptschuld an dem ganzen „Malheur“ trage Lydia; er habe ein großes Porträt von Lydia gemalt und auf die Ausstellung gegeben. „Unglücklicherweise sei das Bild gut geworden, wie er selbst zugeben müsse — so gut, daß jedermann von ihm porträtiert werden wolle.“ Und da sitze ich nun und streiche im Schweiße meines Angesichts Prinzen und Grafen und weibliche sowie männliche Exzellenzen auf die Leinwand — manchmal ist ja ein wirklicher Charakterkopf darunter, der die Arbeit interessant macht, aber im allgemeinen habe ich die Sache längst satt, möchte mir meine Stoffe selber aussuchen und will auf und davon. Jedesmal aber, wenn ich ernstlich Reisevorbereitungen treffe, kommt mir irgend so ein illustrierter Auftrag in die Quere — man beschwört mich bei allem, was mir heilig ist — was ist mir heilig? Nur dies eine einzige Bild noch zu liefern, und, gemütlicher Hausnarr, der ich bin, mir wird es schwer, nein zu sagen, und ich bleibe und streiche weiter. An Lydia kann ich meinen gerechten Ärger selten auslassen, sie ist sehr viel auf Gastspielreisen; mich wundert, daß ihr Intendant sich das gefallen läßt. Natürlich lasse ich mir meine Selbstüberwindung großartig bezahlen, aber merkwürdig! Je mehr ich die Preise steigere, um so mehr brennen die Leute darauf, von mir, und gerade von mir, abkonterfeit zu werden. In der Richard-Wagner-Straße habe ich mir ein prunkvolles Atelier hergerichtet, das Ding kann sich sehen lassen, die Menschheit sperrt Augen und Mäuler auf, und eigentlich ist's eine schandbare Verschwendung — schließlich, wenn das Geld so zuschliegt! Ich bitte dich, geliebtes Klärchen, wünsch' dir doch mal so recht was extra Großes, Feudales — es würde mir tausend Spaß machen, dir's zu schenken. Brauchst du nichts?“

Nein, Klärchen-Mutter brauchte nichts; sie fand, daß sie im Überfluß lebe, anderen helfen und sich genug kleine Vedereien, die sie sehr liebte, kaufen konnte; mehr wollte sie nicht. Als Eugen ihr einmal tausend Mark „für ihre und Tante Olgas Arme“ überwies, war sie glücklich und tiefgerührt. „Der Junge ist doch einzig gut!“ sagte sie zu Frau Olga und ihre schönen dunklen Augen schimmerten feucht. „Sehen Sie, Liebste, zu Ihnen im Vertrauen gestanden: das würde Oskar rie einsallen, der doch auch ein großes Stück Geld verdient und eine sehr wohlhabende Frau hat!“ Und nun hatten die beiden Freundinnen sich in Pläne vertieft, wie dieses Geld am besten anzulegen sei und Eugen bekam einen Brief überströmenden Dankes voll.

Aber nach Wittenberge kam er nicht, und nach Berlin wollte er nicht, das ersah Frau Klärchen deutlich genug aus seinen Briefen. Es wunderte sie sehr. „Daß der Junge nicht darauf brennt, Gabriele zu malen, die doch so entzückend ist! Die Skizzen von damals sind ja nichts wert, er hat sie alle zusammen vernichtet. Ich habe es ihm dreimal geschrieben, dreimal! Aber glauben Sie, beste Frau Burckhardt, daß er auch nur mit einer Silbe darauf geantwortet hat?“

## XVII.

Ja, Eugen hatte seiner Mutter recht berichtet. Lydia war viel auf Gastspielreisen, sie war eine sehr begehrte Künstlerin; die großen Bühnen stellten förmlich einen Wettbewerb an, ihrer habhaft zu werden. Das Publikum schwärmte für Lydia, die Kolleginnen waren ein bißchen neidisch; nun, das konnte man ihnen nicht so ganz verdenken, und Lydia war es nicht anders gewöhnt. Die Kollegen stimmten sich ihr gegenüber wohl oder übel auf den Ton kameradschaftlicher Vertraulichkeit; einen anderen Ton ließ sie absolut nicht auskommen, und es herrschte in der Theaterwelt nur eine Stimme über sie: „Die Gwert wird nur auf der Bühne warm, im übrigen ist sie eine kalte Hundeschnauze — jammer-schade! Diese bildschöne Person aufzutauen und warm zu kriegen, das lohnt sich doch noch. Aber nein, nichts zu wollen — Gott Vater, der sie mit so vielen reichen Gaben ausstattete, hat vergessen, ihr den sogenannten Artikel Herz mit auf die Lebensreise zu geben! Von Sinnen ganz zu schweigen.“

Fortsetzung folgt

# Mexiko.

Von Leo Matthias.

## I.

### Die Petroleumstadt.

Ich landete in Tampico. Niemals hat mir eine Stadt eine größere Überraschung bereitet.

Schon die Einfahrt war furchterlich. Der Flußschlauch, der zum Hafen führte, nahm kein Ende — und die Landschaft an beiden Ufern gab keinen Trost. Flach und oeroben lag sie da wie eine ausgedorrte gelbe Brust. Hin und wieder ein schmukiger grüner Fleck, gleich ausgebreitetem Spinat im Wüstenlande. Kein Baum, kein Strauch. Einiaen hochbeinigen Palmen hatte man die Krone abgekappt; der Stumpf ragte wie ein verfallener Telegraphenmast. Die zählbaren Palmen, die geblieben waren, lüchelten mit ihren riesigen Blättern verzweifelt in der Luft herum.

Die Berle des Hafens entzündeten dieser Fassung. Ein einziger Quai war das Gemäuer, auf das man hinunter-springen konnte. Er war belebt. Wir blieben in der Mitte des Pánuco liegen und wurden ausgebootet. Kleine, knallende Motorboote mit einem Segeltuchverdeck besornten den Dienst. In einer Ecke, in der ein Kran sich seinen Kopf im Wasser kühlt, stieg man aus. Der Landungs- steig bestand aus zwei verfallenen Balken, von denen der eine etwas höher als der andere war, so daß man un- fehlbar ins Wasser fallen mußte, wenn man auf die Ver- bindungsstange trat. Auf der anderen Seite dieses Steiges: eine drei Meter hohe Holaverschalung, von der die Gepäd- träger mit Interesse unieren Balancierversuchen zuloben.

Dort oben begann das Festland Mexiko. Um hinauf zu kommen, gab es zwei Wege: eine Holatreppe, die den Nach- teil hatte, daß man auf den Balken unter dem umgeklühten Kran hindurchkriegen mußte — und den direkten Weg: sich gegen Gebühr von einem Veso mit Hilfe einer Tau-Schlinge hochziehen zu lassen. Ich wählte den ersten Weg und ließ mein Gepäd den zweiten versuchen.

Als ich oben war, hatte bereits das Gepäd auf dem Raden der „Indianer“. Ihre Art zu tragen, ist dieselbe wie vor tausend Jahren. Die Last wird so umschürt, daß sie wie in einem Korb liegt, und mit einer Schlinge um die Stirn ge- halten. Es sieht aus, als ob jemand an einem Ruckad einen Schrankkoffer transportierte und sich die Lederriemen um den Kopf gebunden hat. Da die Seile das Fleisch zer schneiden würden, benutzen die Träger als Unterlage einen Filzhut. Das Sonderbarste aber ist, daß sie selbst mit der größten Last nicht gehen, sondern traben: die Knie, sind dabei leicht ge- beugt, und man hat ständig das Gefühl, daß sie im nächsten Augenblick zusammenbrechen. Aber sie brechen nicht zusammen. Ich habe später Indios gesehen — um ihnen den spanischen Namen zu geben, der diesem unromantischen meist ader- bauenden Zwanzigmillionenpöbel in Spanisch-Amerika ange- messener ist als der Name „Indianer“ — die drei bis vier Stunden in diesem Knietrab mit Lasten liefen, wie sie ein europäischer Dienstmann höchstens von der Wohnung bis zum Auto vor der Wohnung schaffen würde.

Als der Zoll passiert war — eine tabakfarbene Schmukkie- Rube, die dank einer Kollektion halbverrosteter Gewehre einer Wachstube gleich — kam man nach kleinen Bergpartien über quergelagerte Kalksteine und eine unauffallende Säulenbalustrade auf einen Sandplatz, wo die Kords standen.

\*

Tampico ist der größte Petroleumhafen der Welt. Mehr als 2000 Petroleumschiffe fahren hier jährlich ein und aus. Riesige Gesellschaften — wie die Standard Oil Comp., die Mexican Petroleum Co., die Mexican Gulf Oil Comp., die Compania de Petroleo „La Corona“, die Huasteca Petroleum Comp., die Compania „El Aguila“, die Transcontinental Petroleum Company und so weiter — haben hier die Gruben, aus denen sie schöpfen.

Wenn man auf einen der kleinen Hügel steigt, die in der Nähe der Stadt liegen, sieht man unter einem frevelhaft blauen Winterhimmel eine Landschaft, die einer Karte gleicht, auf der statt der Millionenstädte die Dörfer mit schwarzen Kreisen markiert sind. Riesige tintiae Tanks liegen — umher — umher Schwarze Leitungsrohre mit tauend Abzapfboinen kriechen an Bananengebüsch vorbei zum Hafen. Ein Geruch von Petroleum und Banille drinat bis in die Kleider. Nur die Sommerwärme beglückt.

Die Stadt ist ein Haubnest für Petroleumlärer und Angeestellte. Die aroben Herren sitzen in New York, Kalifornien oder London. Was hier lebt, wird bezahlt ist ge- kauft oder bestochen, ist verlost worden durch die Abfälle der hohen Gehälter oder den Traum, beim Spazierengehen über ein unentdecktes Petroleumloch zu stolpern. Es ist arokapti- talistische Provinz, in der man sich befindet. Man bleibt hier nicht länger, als man muß. Man kommt her, um Geldschäfte zu machen — und verschwindet.

Die ganze Stadt macht einen baradenartigen Eindruck. Was von den Spaniern her geblieben ist: der schöne viereckige Hauptplatz mit dem erhöhten runden Kuppelapillon (über- führt von einem Blütenbach lila-dunkler Bougainvilles); die Kotospalmen und Kaffeegebüsch; die Reiterunnsgebäude im spanisch-maurischen Stil — Dälen. Jedes Firmenschild, von denen es mehr gibt als Löcher in den Straken, erinnert daran, daß der Inhaber nur die Absicht hat, den Laden mit

allen möglichen Kniffen in kurzer Zeit „hochzubringen“, um ihn dann so schnell wie möglich wieder zu verkaufen. Es lohnt nicht, für die Einrichtung viel auszugeben oder durch gute Waren sich ein Dauerpublikum zu suchen — es bleibt hier niemand länger, als er muß.

Wer bleibt, vertreibt sich die Zeit mit Weibern, Spielen, Trinken, Cafés, Kneipen, Bordelle, Galanteriewaren, Schube, Grammophone, Friseursalons sind die besten Geschäfte.

Der große Staat Tamaulipas, dessen Hafenstadt Tampico ist, ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Nihalt, Mahagonibäumen, Früchten, Fischen und Wild — aber die Petroleumgewinnung ist so ungeheuer, daß es sich vorläufig nicht lohnt, diese Schätze auszubeuten. 250 Millionen Bbls., etwa 9 Milliarden Liter werden jährlich gewonnen — und die Produktion ist im Steigen begriffen. Allein die Lantage fast 1 Milliarde Liter.

Diese ungeheure Industrie ist noch nicht 35 Jahre alt. Das Öl war zwar schon den Azteken bekannt, die es „chapopote“ nannten (es hat diesen Namen in Mexiko noch heute); aber sie verwandten es nur, vermischt mit aromatischen Kräutern, als Weihrauch. Später wurde es für Lade und Hirnisse gebraucht; aber eine systematische Ausbeutung wurde nicht versucht. Einige Bohrversuche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blieben unbefriedigend.

Der Aufschwung kam erst aus dem Jahre 1901, als Mexiko den Entdecken von Petroleumquellen, die mehr als 2000 Liter täglich produzieren, freie Einfuhr für das gesamte Maschinenmaterial und freie Ausfuhr des raffinierten oder natürlichen Produkts gewährte. Auch war das investierte Kapital für 10 Jahre von fast allen Steuern frei. Der Erfolg war, daß die Mexican Petroleum Comp. bereits im ersten Jahre etwa 400 000 Liter exportierte. Die Gesamtproduktion hat sich in 23 Jahren vervielfachthundertfach.

Ich fuhr abends nach einem Vorort, der zugleich ein Seebad ist: Miramar. In der Elektrischen lagen in der ersten Klasse: Amerikaner, Spanier, Kreolen, wohlhabende Mexikaner; in der zweiten: die Indios. Kleine Häuser mit ein bis zwei Stockwerken und vergitterten Balkonen ließen erloschene Augen. Sah man in ein erleuchtetes Zimmer, so standen auf bunten Fliesen einige Blüchselfel herum. Von der Decke hing eine geschmacklose Lampe mit einer Birne, die nicht abgeblendet war. Drei, vier Menschen lagen in einer sonderbaren Weise aufammen. Sie sahen um einen Tisch, der nicht da war.

Weiter draußen begannen die Sümpfe und Lagunen. Überführungen führten die Häuserkette löste sich auf. Einzelne Pfahlhäuser wurden sichtbar. Dann ganze Kolonien, die sich ihre Straßen durch schmale Bretter gesammelt hatten; wie provisorische Wege bei einer plötzlichen Überschwemmung schaukelten die Bretter über den Wassern. Der Luftdruck der Bahn scheuchte die säuligen Nebel hoch. Man muckte durch den Mund atmen, um die Gerüche des Wassers zu extrahieren.

Hier wohnten die Nachkommen der fünfhundert Völker Motecuzomas, die Indios. Die Bahn hielt nicht. Erst kurz vor Miramar erreichte sie das Land.

Als ich zurückfuhr sah man dicht über dem Horizont von Tampico eine sonderbare riesige Lichterscheinung, in der Form einer Hängematte, aber von blutroter, tropfender Farbe. Eine Kellame konnte es nicht sein; der Mond auch nicht. Als ich meinen Nebenmann fragte, lachte er mich aus. Es war doch der Mond.

## Dämon Haushalt.

Von Siegfried von Begead.

Es gibt einen anonymen Tyrannen, der schrecklicher, boshafter und heimtückischer ist als alle Despoten der Weltgeschichte, eine Bestie, die grausamer ist als alles Ungeheuer in den Urwäldern Zentralafrikas, einen Vampir und Seelentfresser, der brutaler ist als alle Dämonen der Ober- und Unterwelt.

Dieser Tyrann, diese Bestie, dieser Seelentfresser heißt: Haushalt.

In alten, freundlichen Zeiten, da mag der Haushalt noch eine zahme Haustage gewesen sein; die älteste Tochter oder eine angeheiratete Tante „führte“ den Haushalt, gab Kaffee und Zucker, Korinthen und Rosinen aus, zählte die Wäsche und stäubte die Kippeschalen auf dem altmodischen Vertiko ab — das war ganze „Haushalt“.

Heute führt der Haushalt uns, und zwar nicht nur die selbstlose, geplagte Hausfrau, sondern auch jedes Glied der Familie muß nach seiner Weise tanzen. Die zahme Haustage ist zum wilden rachsüchtigen und launischen Haus tyrannen geworden, dem jeder blind gehorchen und wie einem ehrwürdigen Göken dienen muß.

Was ist Haushalt?

Haushalt ist die Unsumme winziger Kleinigkeiten, alltäglicher Verrichtungen, deren ursprünglicher Zweck es war, uns das Leben zu erleichtern, und deren tatsächliche Wirkung heute darin besteht, daß wir überhaupt nicht mehr leben.

Haushalt ist ein unsichtbares, aber allgegenwärtiges Ungeheuer, ein Moloch, der unsere besten Kräfte raubt, unsere

schönsten Gedanken lähmt, unsere glücklichen Stunden, unsere schöpferischen Augenblicke zerstört — nur damit die Fühöhden gefeiert, die Ofen geheizt, die Kartoffeln geschält, die Tassen gespült, die Stiefel geputzt, die gefrorene Wäsche vom Boden heruntergeholt und die Windaeln getrocknet werden.

Haushalt ist ein Gott, dessen Ansprüche immer gewaltiger werden, je größer die Priesterchaft ist, die du in keinen Dienst stellst, um ihn zu befähigen.

Glücklich das junge Paar, das in bescheidener Zweizimmer-Wohnung ohne Dienstboten mit der Kochflamme dem Allmächtigen huldt. Aber mit dem Kind zieht die „Verleins Haus — und mit der Verle beginnt der Göbendienst...“

Und das junge Paar träumt von Land, von Freiheit, von einer Kuh, ein paar Hühnern... Wehe den Abnunglosen, die ihr Haus erweitern, denn mit dem Hause wächst der Haushalt, und mit dem Haushalt der Göben- und Sklavendienst, vom Morgen bis zum Abend.

Reidvoll starren die Städter aufs Land — wie muß das idyllisch sein, in den Bergen und Wäldern, so viel „Natur“.

Aber der allmächtige Tyrann, der Haushalt, herrscht auch auf dem Land, und vielleicht dort noch brutaler als in den mit elektrischem Licht, Wasserleitung und Gasheiden ausgestatteten Mietkasernen der Städte.

Du stehst am Morgen auf: das Wasser im Krug ist gefroren, mit dem Stiel der Zahnbürste mußt du es aufhaden. Das Sandbuck ist wie Blech. Unten das Vorhaus ist eingeklemmt. Du mußt schaukeln, um den Weg zum Stall freizulegen. Du mußt den Stall ausmisten, Holz schleppen, Wasser tragen, Ofen heizen, den Weg bis zur Landstraße freischaufeln, und im Haus selbst erlebterien Hausfrau und Köchin in fieberhaftem Eifer den alltäglichen Göbendienst: Haushalt.

Da werden Treppen geschauert, Fenster geputzt, Windaeln getrocknet, Milchflaschen gewärmt, Badewannen gefüllt und geleert, da wird Staub gewischt, der Säugling versorgt, das Essen gekocht, das Geschirr abgewischt... .

Und tausend qualvolle Gedanken bestürmen dich: Hat auch die Kuh zu trinken bekommen? Haben die Hühner frisches Wasser? Und Hater? Und die Hunde?

Und wenn du abends schon im Bett liegst, erhebt sich das fürchterliche Geheul vom porigen Winter: Wie, wenn die Wasserleitung zufriert? Und klappernd stolperst du wieder die vielen Treppen in die Küche hinunter, um den Hahn ein wenig aufzudrehen, damit das Wasser in einem dünnen Strich laufen und nicht aufstiegen kann... .

Haushalt, Haushalt, Haushalt — überall Haushalt.

Man erfindet alle möglichen raffinierten Maschinen, elektrische Klaviere, Grammolas, Pianolas, drahtlose Radios, Konzerte, wer weiß, was alles. Wann wird man die Haushaltmaschine erfinden — jenen Knopf, auf den man nur zu drücken braucht, um den ganzen Haushalt zu erledigen?

Diese Erfindung würde für die Kultur der Menschheit mehr bedeuten als alle Dampfschiffe, Eisenbahnen und Flugzeuge zusammengekommen, mehr als alle Reformationen und Revolutionen der ganzen Weltgeschichte. Denn sie würde uns vom schrecklichsten, grausamsten und boshaftesten aller Tyrannen befreien, dem wir alle, jeder in seinen vier Wänden täglich und stündlich dienen müssen.

Man redet von Despotie, Nationalismus, Kapitalismus, Militarismus. Und der Haushalt?

Haushälter, Hausväter aller Länder, vereinigt euch: Nieder mit dem Haushalt!

## Gesellschaft u. Mode

Noch kein Ende des Bubitopfes? Es sind schon Stimmen laut geworden, die dem Bubitopf ein baldiges Ende prophezeien. Andere sind wieder der entgegengesetzten Ansicht. So hat kürzlich ein gewisser Herr Roberts aus Liverpool in einem Vortrag vor einer größeren Zuhörerschaft behauptet, daß diese Haar mode noch längere Zeit bestehen bleiben dürfte. Er ist als ein Verteidiger des Bubitopfes aufgetreten, als dessen Vorzug er nannte, daß er einen bestimmten Frauentypus ganz besonders auf fleide. Dies sei vor allem bei runden Gesichtern der Fall. Und wenn eine Frau eine schöne Kopfform habe, warum soll sie sie nicht, indem sie die Haare kurz schneide, deutlich zum Ausdruck bringen, meinte der Redner? Außerdem würden die Frauen nicht so leicht von dem Bubitopf ablassen, weil er leichter zu frisieren sei und vor allem auch leichter zu waschen und reingehalten. Ein Irrtum sei es aber zu glauben, daß ein Abschneiden der Haare einen stärkeren und dichteren Haarwuchs verurliche; denn die Haarwurzeln werden nicht dadurch beeinflusst, was mit den Haarenden geschieht. Von dem freieren Zutritt der Luft an die Kopfhaut sei kein Vorteil abzuleiten, dagegen liege der Redner eine wirkliche Gefahr darin, daß eine sehr empfindliche Hautstelle des Nackens entblöße und damit der schädlichen Einwirkung der farbigen Stelle, falls solche getragen werden, ausgesetzt wird. Ein Glatzwerden gefährlicher oder ein Wellenwerden glatter Haare sei vom Bubitopf nicht zu erwarten. Der Unterschied liegt hier in der Form der Haare (die glatten sind rund, die gekräuselten oval). Eine Änderung der Form tritt zwar manchmal im Laufe des Lebens ein, ist aber davon unabhängig, ob die Haare kurz geschnitten werden oder nicht.



## Flettners Zukunftspläne.

Größe, Auslastung des Publitums. — Flettners Nachahmer. — Flettners Prinzip und Flugzeugbau. — Der Anteil Göttingens an Flettners Erfindung. — Die Windkraftzentrale.

Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit zu einer Unterredung mit einem langjährigsten Mitarbeiter des sich zurzeit auf Reisen befindlichen Anton Flettner über die Zukunftspläne des araken Erfinders, deren Hauptinhalt wir im folgenden mitteilen:

Das Aussehen, das die Erfindung des Rotorschiffes allgem. erregte, hat einen solchen Sturm von Anfragen und damit verbundene Arbeitsüberlastung gebracht, daß Direktor Flettner sich augenblicklich zur Erholung auf eine längere Auslandsreise begeben hat. Trotzdem gehen die Arbeiten an dem Ausbau und der Vervollkommnung der neuen Erfindung weiter. Viele bis zu dem höchstmöglichen Grad der Vervollständigung zu bringen, liegt uns besonders am Herzen. Noch immer gilt es, die mannigfachen irigen Ansichten im Publitum zu bekämpfen. Es ist gegen die Verwendbarkeit des Rotorchiffes angeführt worden, daß die Auslastung des Schiffes durch das Gewicht der Rotortürme so bedeutend herabgemindert werde, daß darunter seine Wirtschaftlichkeit schwer leiden müsse. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das Gewicht der Rotortürme ist vielleicht 40 Prozent geringer als das der Takelage eines entsprechenden Segelschiffes. Dazu kommt, daß das Hauptgewicht im Schiffsraum liegt, während bei den Seelschiffen das Hauptgewicht auf dem Schiffsdeck ist. Ferner kommt hinzu, daß die Rahen der Segelschiffe bei einem der „Budaun“ entsprechenden Schiff circa 27–30 Meter hoch sind, während der Rotorturm nur 17 Meter mißt. Begünstigt wird die irige Annahme von dem hohen Gewicht der Rotortürme durch die massive Form des Turmes. In Wirklichkeit ist es so, daß letzterer aus zwei Teilen besteht: einem sogenannten Woot und dem rotierenden Zylinder. Das Woot ist massiv, ungefähr halb so groß wie die Zylinder und unbeweglich in das Schiff eingebaut; es hat auf Deck des Schiffes sowie in seinem höchsten Punkte je zwei Kugellager, um die der Metallzylinder rotiert. Der Metallzylinder besteht selbst aus einer 1 Millimeter dünnen Metallfläche, die über das Woot hinübergeführt wird, und, wie bekannt, durch einen Motor in Umdrehung versetzt wird. Aus dieser Darstellung geht ohne weiteres hervor, daß das tatsächliche Gewicht der so araken Erscheinung tretenden Rotortürme außerordentlich gering ist und eine Verminderung der Wirtschaftlichkeit des Schiffes gar nicht herbeigeführt wird. Wir wollen vor allem in Zukunft erreichen, die Rotortürme so zu vervollkommen, daß eine möglichst hohe Ausnutzung der Windkraftsdifferenzen, auf der überhaupt des ganze Prinzip der Fortbewegung beruht, erreicht wird. Es entspricht auch nicht den Tatsachen, daß man mit dem neuen Rotorchiff die Dampf- und Motorchiffe verdrängen wollte oder auch nur, daß sie dadurch ersetzt werden könnten. Flettner hat hierzu erklärt: „Es war mir von vornherein klar, daß die neue Einrichtung nicht etwa das moderne Dampf- und Motorchiff verdrängen, sondern daß sie als hochwertiges Supplement zu der hochentwickeltesten Schiffsmaschine hinautrete. Die große Ausnutzung der Windkraft auf dem Meere ermäßliche und durch eine sehr hohe Brennstoffersparnis die Wirtschaftlichkeit der Seelschiffahrt außerordentlich erhöhe.“

Der Flettner-Rotor ist ebenso wie jedes Seelschiff vom Wind abhängig. Ohne Wind kann auch das Rotorchiff nicht fahren; aber daß es gegen Stürme weniger stabil sei als Segelschiffe, entspricht nicht den Tatsachen. Im Gegenteil, gerade bei schwerem Wetter können mit dem Rotorturm die größten Geschwindigkeiten erreicht werden, ohne daß das Schiff und die Besatzung gefährdet werden. Ein weiterer Vorteil, den die Rotorchiffe gegenüber den Segelschiffen bieten, beruht darin, daß zur Bedienung des Rotorturmes nur wenige Personen notwendig sind, während gerade bei Schiffen mit einer großen Takelage eine größere Mannschaft erforderlich ist.

Bei den Rotortürmen handelt es sich um die Ausnutzung des bekannten Magnus-Effektes, der schon vor weit über 70 Jahren bekannt war. Daß die Göttinger Versuchsanstalt uns bei der weiteren Erforschung dieses physikalischen Phänomens sehr unterstützt hat, soll nicht in Abrede gestellt werden, jedoch beachten die Herren der Anstalt in keiner Weise daran, den Effekt praktisch anzuwenden. Dieses auf den verschiedensten Gebieten versucht und durchgeführt zu haben, ist das arake Verdienst Flettners. Es haben sich neuerdings eine ganze Reihe von Personen gefunden, die das Prinzip ebenfalls anwenden wollen. Doch müssen ihre Versuche als phantastisch zurückgewiesen werden: einmal handelte es sich darum, daß A. Samuel die Flettnerische Erfindung für Motorboote ausnützen wollte, doch entspricht es nicht der Tatsache, daß diese Versuche mit Direktor Flettner zusammen durchgeführt werden. Auch der Verwendung des Rotorkraftzeuges durch den österreichischen Ingenieur Gligori steht man mit großer Skepsis gegenüber. Dieser will ein Motorflugzeug bauen ohne

Propeller, um die normalen Tragflächen zu verwenden. Der Antrieb allein soll durch zwei rotierende Walzen erfolgen, die das Flugzeug flugfähig machen; ob dies überhaupt möglich ist, müßten weitere Versuche ergeben. Aber eines ist arak, ein sicheres Flugverkehrsmittel, das nur auf Verwendung von rotierenden Walzen besteht, ist nicht zu erreichen, da es Menschen unmöglich ist, einen Motor zu bauen, der nie versagt. Würde aber der Motor auch nur für wenige Sekunden ausfallen, so würde das Flugzeug unweigerlich abstürzen, da ein Abhängen dieses durch den Fortfall der Tragflächen nicht möglich ist.

Bei der Patentanmeldung für die Flettnerische Erfindung ist auch die Verwendung für Flugzeuge und Luftschiffe, allerdings in anderer Art, vorgelesen. Vorläufig können wir uns allerdings hiermit noch nicht näher befassen, da uns bringendere Aufgaben harren.

Es liegt uns nicht nur der Ausbau des Rotorchiffes am Herzen, sondern wir verfolgen noch viel weitergehende, vielleicht auf dem gesamten Wirtschaftsegebiet arake Umwälzungen hervorruhende Erfindungen. Es handelt sich nicht um irgend welche phantastische Dinge, sondern wie beim Flugzeug- oder Schiffsruder und beim Rotorchiff acht Flettner nur von wissenschaftlichen Berechnungen und Theorien aus. Die Ruhbarmachung des Magnus-Effektes, das ist die Aufgabe, die sich Flettner gestellt hat. Flettner lehrt bei seinen neuesten Versuchen wieder zu der Konstruktion des Schiff- und Flugzeugruders zurück. Es handelt sich diesmal um die Ausnutzung der Windkraftenergien. Diese in arakem Maßstabe zu benutzen war deshalb nicht möglich, weil bei den bisher verwandten Windkraftträdern die Energiemenge, die dazu nötig war, um die Windkraftträder zu steuern, so arak war, daß sie die durch den Wind erzeugte Kraftmenge fast vollständig wieder ausglich und dadurch ein Ruherfolg fortfiel. Flettner will nun die Steuerung der Windkraftträder mit einem bedeutend geringeren Kraftaufwand verwirklichen. Dies wird erreicht durch Anwendung eines Hilfsruders, mit dem selbst in Höhen von 180 Meter das Windkraftrad gesteuert und so die erzielte Stromenergie bis auf 2000 Kilowatt gesteigert werden kann. Die Konstruktionen für ein Probewindkraftträd sind soweit fortgeschritten, daß dieses in Bestellung gegeben worden ist und mit seiner Montage auf einem Turm in der Nähe Berlins zunächst in einer Höhe von circa 90 Meter in etwa 8–10 Wochen zu rechnen ist. . . . .

## Ein Wunderwerk moderner Technik.

In dem Lande der gewaltigsten Bauwerke, das die Wunderbauten der Pharaonen entstehen laß, wird im Juli dieses Jahres ein Riesengericht moderner Technik vollendet werden, das sich diesen Taten des Altertums würdig zur Seite stellen laßt: der mächtige Staubamm von Sennar, der sich der 450 Millionen Hektoliter täglich betragenden Flut des Blauen Nils stauend entgegenstellen wird. Zur Errichtung dieses Dammes, der eine Länge von 2 englischen Meilen und an seiner stärksten Stelle eine Dicke von 90 Fuß aufweist, und der den Nil 2140 englische Meilen von seiner Mündung entfernt staut, hat sich eine ganze Arbeiterstadt mit 25 000 Einwohnern, mit elektrischem Licht, Wasser- und Eisversorgung mitten in der Einöde gebildet, dort, wo noch vor zwei Jahren ungestört Krokodile im Nil schwammen und Gaviare friedlich an den Ufern nisteten. Noch vor 25 Jahren konnte ein Forschungsreisender von jener Gegend sagen: „Nördlich von Khartum ist der Sudan eine Wüste; südlich ein überflutungsgebiet.“ Hier werden vom nächsten Jahre ab bereits 312 000 Acres der Bebauung erschlossen, und für die Zukunft werden neue Bewässerungspläne erwogen, die ein Gebiet von 3 Millionen Acres einbeziehen. Dieses Werk stellt die letzte Krönung von durch die Jahrtausende zurückreichenden Bewässerungsplänen dar, denn bei der Seltenheit der Regenfälle im Sudan ist die Bevölkerung ganz von den Fluten des Nils abhängig, deren genaue Erforschung und Ruhbarmachung schon zu den Zeiten der Pharaonen zu einer Wissenschaft ausgebildet worden ist. Diese nach unseren heutigen Begriffen ziemlich primitiven Methoden sind bis in unsere Tage die herrschenden geblieben. Vom September bis April sinkt der Fluß um etwa 25 Fuß, weite fruchtbar gemachte Streden bloßlegend. Um diese entbrennen hismellen die Kämpfe, die den Frieden des Sudans stören, wenn der Fluß diese ertragreiche Gebiete bei wechselnder Laufrichtung von Jahr zu Jahr an anderen Stellen freilegt. Weite Landstreden werden noch heute mit einer aus dem Steinzeitalter stammenden, ganz primitiv anmutenden Erfindung, dem sogenannten „Shabui“, bewässert. Doch schon vor 10 000 Jahren hat ein genialer Erfinder das von Ochsen getriebene Wasserrad, das Sagia genannt wird, entdeckt. Aber alle diese Methoden werden bald der Vergangenheit angehören, wenn der arake Staubamm, der im Jahre 1913 begonnen, durch den Krieg in seiner Fortleitung unterbrochen, seine Vollendung gefunden haben wird. Die Kosten dieses gewaltigen Baues betragen eine viertel Milliarde Goldmark.